

Anerkennungspreise

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Hochparterre : Zeitschrift für Architektur und Design**

Band (Jahr): **19 (2006)**

Heft [9]: **Kunsth Handwerk aus Graubünden ausgezeichnet!**

PDF erstellt am: **25.09.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

«Eigentlich stand ich lieber im Laden statt in der Werkstatt»

Walter Caprez' Liebe gehört den Menschen, nicht den Dingen. Den Touristen, die einst zu ihm in den Laden in Küblis kamen, um ihren defekten Holzskiern neue Spitzen ansetzen zu lassen. Den dreizehn Enkelkindern, die er in Gedanken auf ihrem Lebensweg begleitet. Den Menschen, die ihre Schlitten bei ihm reparieren lassen. Früher war es ein Gräuel für den Wagner, in der Werkstatt zu stehen und Schlitten zu reparieren. Er wusste: Er brauchte sowieso zu lange. Wer konnte seine Arbeit schon bezahlen? Jetzt, da er pensioniert ist, macht er es gerne. Die Arbeit füllt seinen Tag. Der 78-Jährige freut sich, wenn die Menschen wieder Freude an ihren alten Schlitten haben.

Walter Caprez blickt auf eine rasante Entwicklung zurück. Eine Entwicklung, die, so scheint es, sein Handwerk überflüssig macht. Die Lehre als Wagner im väterlichen Betrieb hatte er hingenommen wie eine Art Naturereignis; lieber hätte er etwas anderes gemacht. Immerhin, man hatte ein Auskommen. Irgendwann brauchte aber niemand mehr von Hand gefertigte Holzwagen, Holzräder oder Hornschlitten. Darum setzte Walter Caprez schon früh auf den Tourismus. Mittels eines Schaufensters lockte er die Touristen gleich von der Parsenn-Piste weg, die unmittelbar an seiner Werkstatt vorbeiführte, ins kleine Sportgeschäft neben der Wagnerei. Skireparaturen, Schlittenbau, Bauschreiner- und Zimmermannsarbeiten sicherten fortan die Existenz der siebenköpfigen Familie Caprez. Als die hölzernen Skis durch metallene ersetzt wurden, vertauschte der Wagner die Hobelbank mit dem Verkaufstresen. Zwei Söhne traten in die Fussstapfen des Vaters und man zügelte das Sportgeschäft an die Hauptstrasse. «Eigentlich stand ich lieber im Laden als in der Werkstatt», sagt der Schlittenbauer.

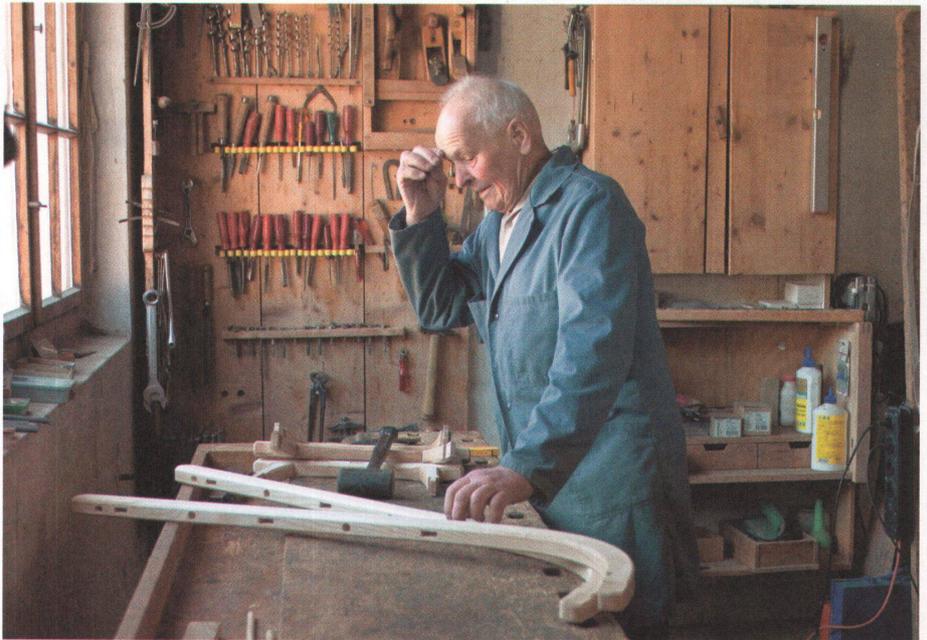
Geblichen sind ihm die Sportschlitten. Der alte Mann macht Schlitten für die Ewigkeit. Walter Caprez stellt pro Jahr etwa dreissig Schlitten nach Prättigauer Machart her. In der Wagnerei Caprez fand der Allemann-Schlitten zu seiner heutigen Gestalt: ein tief liegender, breiter Schlitten von 1,15 Meter Länge. Wem die Masse nicht passen, der soll einen andern nehmen, findet Walter Caprez. «Die sind auch recht.» Aber anders. Andere Schlitten kennen nicht die Schwielen von Händen, wenn diese das Eschenholz schweifen, fassen und schlitzen. Nie wird der prüfende Blick des Schlittenbauers über sie gleiten, während er vor seinem inneren Auge die Menschen den Hang hinunterflitzen sieht. Aber Kunsthandwerk? Er schüttelt den Kopf und lacht verlegen. In Gedanken legt er eine Gitarre des Churer Gitarrenbauers Claudio Pagelli, ebenfalls Preisträger der Stiftung Bündner Kunsthandwerk, neben seinen Schlitten: «Das ist Kunst», sagt er anerkennend.

Walter Caprez fällt es nicht schwer, Abschied zu nehmen. Er trauert seinem untergehenden Handwerk nicht nach. Wer braucht seine Arbeit heute noch? Eines Morgens wird die Werkstatt im alten Dorfkern von Küblis geschlossen bleiben. Was bleibt, ist die Schönheit des Prättigaus, «des schönsten Tals auf der ganzen Welt». Barbara Wülser

Walter Caprez, Küblis, 081 332 19 72

Wagner und Schlittenbauer, Anerkennungspreis 1999

1928 geboren und aufgewachsen im Prättigau. 1944–1947 Lehre als Wagner im väterlichen Betrieb. Später Auskommen dank Schlittenbau, Bauschreiner- und Zimmererei. Heute fertigt Walter Caprez noch rund dreissig Allemann-Schlitten pro Jahr.



1 **Walter Caprez in seiner Werkstatt, wo er pro Jahr etwa dreissig Schlitten nach traditioneller Prättigauer Machart herstellt.**

2-3 **Der Handwerker schweift das Holz: Er sägt und bearbeitet das Brett zu einem gebogenen Stück. Walter Caprez baut alle Einzelteile für seinen Schlitten selber.**



4 **Der Allemann-Schlitten hat sich bewährt: Er wurde vermutlich um 1870 erstmals in Klosters gefertigt.**



«Ich fühle mich als Kulissenschieber des lieben Gottes»

Anno 1702 lieferte der Walliser Bildhauer Johannes Ritz der Kirchgemeinde von Tujetsch einen prächtigen barocken Hochaltar. Kostenpunkt 230 Reichstaler, zur Hälfte in bar, der Rest in Vieh zu entrichten. Im Februar 2006 steht der Tabernakel aber nicht im Chor der Sedruner Pfarrkirche, sondern zerlegt in der Werkstatt von Peter Ostertag in Tiefencastel. Es riecht nach Leim und Hobelspänen, an der Wand paradieren Schnitzmesser in langen Reihen, und Peter Ostertag erklärt das Problem: Vor siebzig Jahren ist der Tabernakel durch einen Umbau verunstaltet worden. Ostertag soll's nun wieder richten – den Intentionen des Künstlers gerecht werden, der dreihundert Jahre vor ihm mit praktisch denselben Werkzeugen gearbeitet hat.

Ganze Prozessionen von Heiligenfiguren sind durch Ostertags Werkstatt gewandert, seit er sich 1967 in Tiefencastel niedergelassen hat. Dem Protestanten aus Zürich ist nicht an der Wiege gesungen worden, dass er dereinst einen so nahen Umgang mit den himmlischen Heerscharen des Katholizismus pflegen würde. Er erzählt so, wie er an einem Werkstück arbeitet: ruhig und präzise, Schnitt für Schnitt, Wort für Wort bedächtig setzend. Schon als Bube hatte er eine Leidenschaft fürs Zeichnen und Freude am Werkstoff Holz. Der Schreinerlehre folgte ein Abschluss an der Zürcher Kunstgewerbeschule, Fachklasse Innenausbau. Die nächste Station war eine Lehre als Ornamentschnitzer in Brienz. Von da ging's zur Weiterbildung nach Deutschland. Zurück in der Schweiz, arbeitete er in der Klosterkirche Muri und in der Kathedrale von St. Gallen. In der eigenen Werkstatt in Tiefencastel war Ostertag zuerst als Möbelschreiner tätig. Bald ergab sich jedoch eine intensive Zusammenarbeit mit einem Restaurator in Andeer. Dies war der Anstoss, seine Tätigkeit ganz in Richtung Holzbildhauerei und Kirchenrestauration zu verlagern.

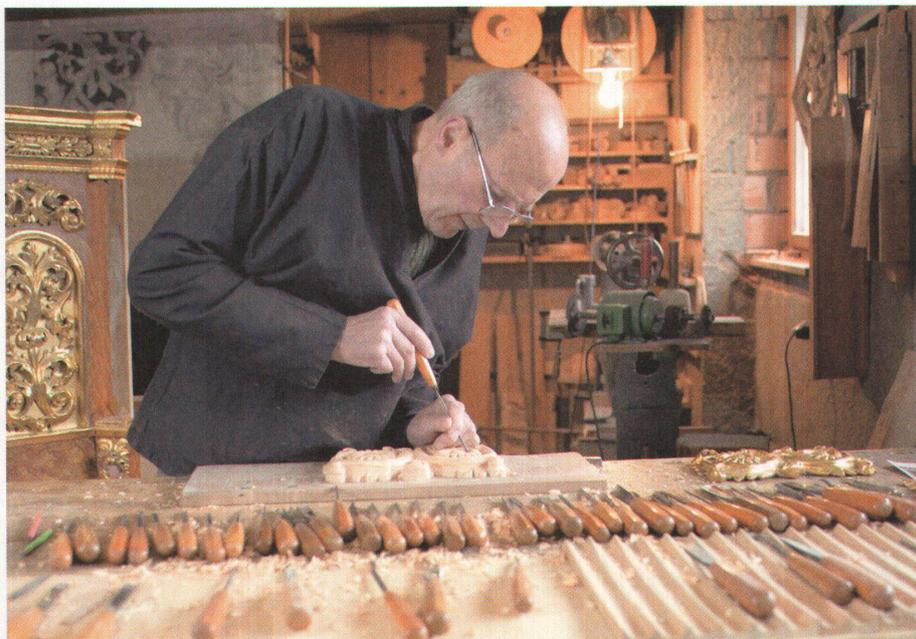
Ostertags Werkstatt ist eine Insel, auf der die Uhren anders gehen – langsamer. Was er macht, muss seinen Vorstellungen von Sach- und Materialgerechtigkeit entsprechen. Das braucht Zeit. Er nimmt sie sich. Am Musterrahmen für einen Reliquienschrein kann er schon einmal zwei Tage arbeiten – Tage, die ihm niemand bezahlen wird. Denn bei jeder Restaurierung bildet der Posten Holzbildhauerei das Schlusslicht auf der Kalkulation.

Was ihn denn am meisten freue an seinem Beruf? Ostertag besinnt sich: «Dass ich selbstständig arbeiten und alle Disziplinen anwenden kann, die ich gelernt habe. Ich kann selber zeichnen, entwerfen. Ich kann neben der Bildhauerei auch Schreinerarbeit machen. Es ist unheimlich befriedigend, mit dem Werkstoff Holz, dessen Lebendigkeit man ja immer mitbedenken muss, funktionierende Lösungen zu finden.» Peter Ostertag hat auch eine grosse Vorliebe für Kirchen als Arbeitsort entdeckt. «Ich fühle mich dort in einer Rolle, die mir passt: als eine Art Kulissenschieber des lieben Gottes. Das entspricht mir, obschon ich sonst kein eifriger Kirchgänger bin.» Peter Egloff

Peter Ostertag, Tiefencastel, 081 681 14 37

Holzbildhauer, Anerkennungspreis 2000

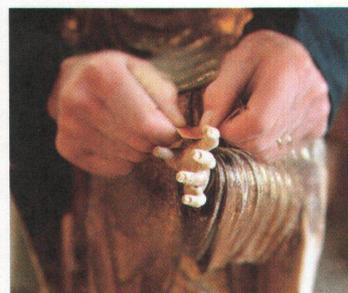
Geboren 1932 in Basel, aufgewachsen in Zürich, zugängliche Arbeiten: lebensgrosse Madonnenfiguren, der hl. Benedikt, Scholastika an der Fassade Kloster Müstair, Bekrönungen Seitenaltäre, Ergänzung Hochaltar in Sumvitg, Schleiergitter an der Orgel Pfarrkirche, Vrin, Decke Kapelle S. Bistgaun, Degen.



1



2



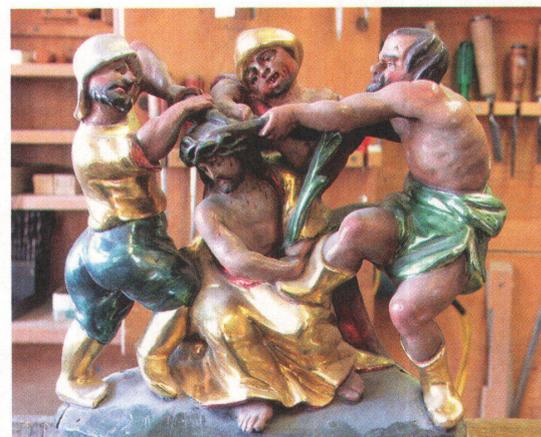
4

1 Peter Ostertag in seiner Werkstatt. Vor ihm seine Werkzeuge: Schnitzmesser in verschiedenen Grössen und Formen.

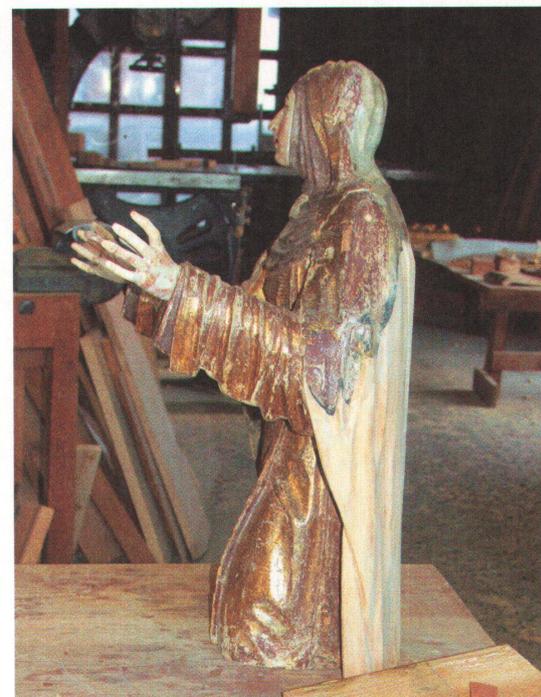
2-3 Teile des Sedruner Tabernakels, ausgelegt in Ostertags Werkstatt. Die vier Figuren veranschaulichen Christis Dornenkrönung.

Fotos: Hans Domenig

4-5 Der Holzbildhauer restauriert und rekonstruiert Teile einer alten Bonaduzer Nonnenfigur. Sie hat neue Hände bekommen.



3



5

«Zweimal das Gleiche machen interessiert mich nicht»

Mitten in Chur steht das Verwaltungsgebäude der Rhätischen Bahn (RhB). Hinter zwei mächtigen Portalen erstreckt sich das Gebäude des Architekten Nicolaus Hartmann «gross und grau, aber dennoch freundlich ...», wie auf der Tafel zu lesen ist. Die Portale hat der Steinbildhauer Heinrich Ragaz restauriert und rekonstruiert. Jedes Tor, gebaut aus massiven Sandsteinquadern, ist mit mehreren Motiven versehen, die an stilisierte vierblättrige Kleeblätter erinnern und von der Struktur her Engadiner Kerbschnittereien ähneln, wie wir sie von alten Holztruhen kennen. Die Ornamente am Verwaltungsgebäude der RhB hat der Steinbildhauer vor Ort mit Hammer und Meissel aus dem Stein gehauen. Andere Werke, im Auftrag oder frei, entstehen in seiner Werkstatt in Trimmis. Heinrich Ragaz' Vielfalt an Arbeiten ist gross: Sie reicht von Restaurationen und Rekonstruktionen alter Skulpturen und Bauteilen an Häusern und Kirchen in Zusammenarbeit mit der Denkmalpflege bis hin zu neu entworfenen Brunnen in modern-geometrischer Sprache. Manchmal geht der Bildhauer den Stein sogar selber suchen, spaltet ihn vor Ort auf die gewünschte Grösse, verarbeitet ihn und organisiert und verantwortet auch die Versetzung des tonnenschweren Objektes an den gewünschten Ort.

Heinrich Ragaz fand über Umwege zum Stein. Zuerst absolvierte er eine Lehre als Möbelschreiner. Dann studierte er Innenarchitektur an der Kunstgewerbeschule Zürich. Doch diese Arbeit erfüllte ihn nicht und er begann bei einem Steinbildhauer zu schnuppern. Hier fand er seine Berufung und ging seine dritte Ausbildung an. Es folgte ein Aufenthalt in einer Kunstgiesserei in München, bevor er sich in Trimmis niederliess und das Bienenhäuschen umbaute – dort modelliert und meisselt er noch heute.

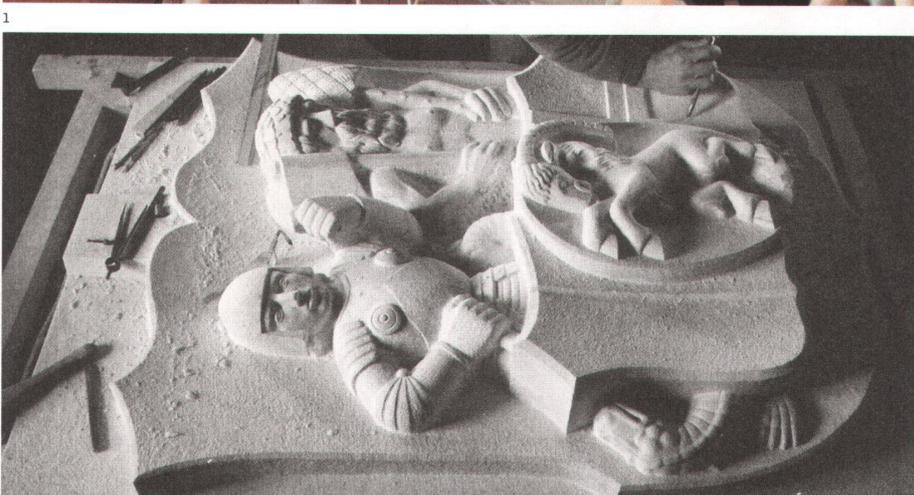
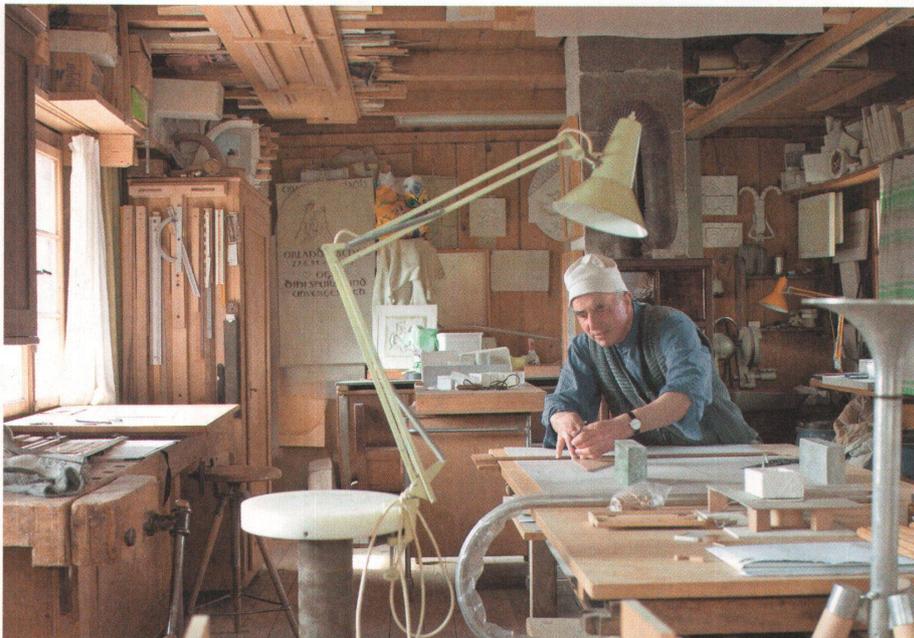
In monatelanger Arbeit, aufgeteilt auf zwei Winter, rekonstruierte Heinrich Ragaz das Wappen der Solisbrücke, das 1999 wieder an seinen Platz fand, hoch über der Albulabahn zwischen Thusis und Tiefencastel. Ein Wappen aus griechischem Marmor und zweihundert Kilogramm Gewicht ersetzte das stark verwitterte hundertjährige Original, auf dem Ritter Georg und der wilde Mann Gesicht und Hände verloren hatten. Heinrich Ragaz gab ihnen die verschwundenen Körpermassen wieder, indem er auf das Original zuerst Gips, dann Lehm und zuletzt für die feinen Formen Plastilin auftrug. Als die Rekonstruktion beendet war, übertrug er Punkt um Punkt auf den zu behauenden Stein mit Hilfe zweier Holzrahmen und einem Punktiergerät. Das Handwerk des Steinbildhauers verlangt, dass er seine Vorlage zuerst modelliert; das heisst, er trägt Material auf. Nachher meisselt er dieselbe Form in den Stein, er nimmt also Material weg. Dies zeugt von unglaublichem Vorstellungsvermögen, von Gefühl für Raum und Proportionen, Geduld und Freude an der Arbeit. Ariana Pradal

Heinrich Ragaz, Trimmis, 081 353 46 72

Steinbildhauer, Anerkennungspreis 2001

Geboren 1933 in Tamins. Ausbildung als Möbelschreiner, Innenarchitekt, Steinbildhauer und Giesser. Seit 1971 selbstständig, oft in Zusammenarbeit mit der Denkmalpflege.

Auswahl öffentlich zugänglicher Werke: Portal und Gartenvasen Rhätisches Verwaltungsgebäude Chur, Wappen für die Solisbrücke der Albulabahn zwischen Thusis und Tiefencastel, diverse Brunnen, wie z. B. in Trimmis, Illanz und Schiers.

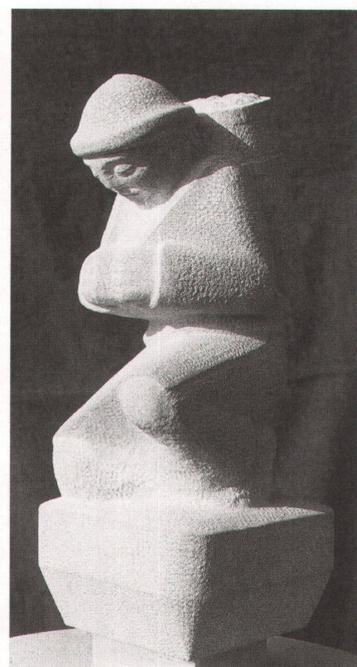


1 Im umgebauten Bienenhäuschen arbeitet der Steinbildhauer aus Trimmis Heinrich Ragaz noch heute.

2 Diese Arbeit war eine monatelange Beschäftigung: Der Steinbildhauer rekonstruierte das stark beschädigte Wappen der Solisbrücke zwischen Thusis und Tiefencastel.

3-5 Hier drei gemeisselte Ausschnitte, die das Steinportal des RhB-Verwaltungsgebäudes in Chur zieren ...

6 ... und eine Skulptur, die zu einem Brunnen gehört, der nie gebaut wurde.



«Granatäpfel, Tulpen und Nelken sind Motive für Graubünden»

Sticken gilt landläufig als brotlose Kunst, zu sehr ist der Markt überflutet von maschineller Massenproduktion und geschmacklicher Ware. Und wer weiss schon, was in der Fachsprache Nadelmalerei heisst? Das ist die Kunst, gemalte Vorlagen ins Textile zu übertragen. Dieses Kunsthandwerk hat Anita Misani über Jahrzehnte mit Leidenschaft, Wissen, Können und Farbempfinden ausgeübt. Stolz tragen viele Trachtenfrauen im Kanton Graubünden die von Anita Misani differenziert und individuell gestalteten Mieder, Vorstecker, Schultertücher und Schürzen, welche die Kunsthandwerkerin mit hunderten von Blumen, Blüten, Ranken und Blättern entworfen und gestickt hat.

Anita Misani ist gelernte Stoffdesignerin und genoss entsprechende Schulung in Zeichnen, Malen und Farbenlehre. Ihre Berufung aber fand sie im Sticken. In der Nadelmalerei liessen sich Beruf und Berufung in idealster Weise kombinieren. Feinste Stiche verschiedener Farbabstufungen und Längen greifen ineinander. So entsteht eine zart schattierte, flächige und doch plastisch wirkende Stickerei. Anita Misani kam trotz ihrer Vorbildung als Autodidaktin zur Nadelmalerei. Die Schöpferin und Mutter der Churer Tracht, Lili Döbeli, erkannte ihr Talent und verpflichtete sie 1938 als Stickerin für Vorstecker und Schultertuch für städtisch-elegante Neukreationen. Voraussetzung für die Erfüllung dieses Auftrags war ein intensives Studium alter Musterbücher und Textilien, die im Rätischen Museum ausgestellt sind, eine eingehende Analyse von Motiven und Farben und die Suche nach geeigneten Materialien. Das allein bedeutete einen wochenlangen Einsatz – nicht zu reden von den Stunden am Stickrahmen bis zur endgültigen Vollendung des Schultertuches.

Unzählige Trachtenmieder, Vorstecker, Schürzen und Schultertücher hat Anita Misani in der Folge entworfen und auf ihrem Stickrahmen ausgeführt. Nebst perfekter Sticktechnik liess sie ihre feinsinnige Persönlichkeit einfließen. Die typische Misani-Stickerei – Kenner haben das Auge dafür – ist eine zeitlose, wertbeständige Stickerei, keine Verherrlichung einer unveränderbaren Tradition, sondern die sanfte Weiterentwicklung und die verantwortungsbewusste Neuschöpfung überlieferter Symbole und Muster. So sind fantasievolle, farbnuancenreiche (*pièces uniques*) entstanden in ihrer Werkstatt, stets auch in enger Zusammenarbeit mit den verschiedenen Auftraggebern.

Mit 88 Jahren hat Anita Misani ihre letzte Stickerei ausgeliefert. Im hohen Alter hat sie keine Trachten mehr, dafür kleine Bilder mit verschiedenen Motiven gestickt – so auch eins mit einem Marktstand voller Melonen in Italien. Das Bild hat Anita Misani aus der Erinnerung selber entworfen. Ein letztes Bild ist noch unfertig im Stickrahmen gespannt. Die Augen sehen die feinen Stiche trotz Lupe nicht mehr. Die Anerkennung ihrer Leistung als Kunsthandwerkerin ist überfällig, auch wenn ihre Stickereien noch Generationen überdauern werden. Maja Schorta

Anita Misani, Chur, 081 353 32 14

Trachtenstickerei, Anerkennungspreis 2002

Geboren 1913, aufgewachsen in St. Moritz und Chur. 1 ½ Jahre Ausbildung an privater Kunstschule in Zürich, dann 1 ½ Jahre an Kunstschule in München. Tätig als freischaffende Kunsthandwerkerin, 1963–1985 halbtags angestellt im Bündner Heimatwerk Chur, ab 1985 weiterhin freischaffend tätig.



1 Unzählige Trachtenmieder, Vorstecker, Schultertücher und Schürzen hat Anita Misani entworfen und gestickt.

2-4 Anita Misanis Stickart heisst Nadelmalerei. Sie übersetzt gemalte Vorlagen in Stoff und Faden. Dafür studierte und recherchierte sie stundenlang alte Muster und interpretierte sie um in Textilien.



«Es gibt nur wenige, die neue Geigen bauen»

Violoncello, Viola da braccio und Violine bilden die Instrumentengruppe, mit der sich der Handwerker und Musiker hauptsächlich auseinandersetzt. Der Bau eines dieser sensiblen Gebilde ist immer ein einmaliger Prozess und braucht viel Zeit. Die Hingabe richtet sich auf die Geige, die am Entstehen ist. Pro Jahr baut Walter Blumer bis zu vier Instrumente, eins nach dem anderen, nie zwei auf einmal. Mit wenig Zubehör wird restlos alles von Hand hergestellt: Der Kasten mit den F-Löchern, der Steg, das Griffbrett, der in die Schneckenecke auslaufende Wirbelkasten mit den vier seitlichen Stimmwirbeln und der Unter- und Obersattel.

Das speziell geerntete, gespaltene und gelagerte Fichten- und Ahornholz bezieht der Geigenbauer beim Klangholzhändler. Beim Fügen, Leimen, Abstossen und Ausschneiden lernt er das Holz kennen. Die wachsende Kenntnis fliesst in alle weiteren Arbeiten ein. Dem Formen der Corpus-Wölbung mit Handhobel und Ziehklinge folgt das Schleifen von Boden und Decke mit Schachtelhalm. Laufend wird die Klangintensität des Holzes durch Klopfen und Abhören der Teile geprüft. Die Schwingungen im Holz hängen mit dem Bau zusammen. Walter Blumer verbindet die verschiedenen Instrumententeile mit einem Leim aus Tierhäuten, den er selber mischt. Natürliche Harze und Öle ergeben den Firnis, den er für die Oberflächenbehandlung verwendet. Der Geigenbauer will bei einem Instrument neben subjektiven auch objektive Qualitäten wie zum Beispiel Ansprache, Dynamik, Modulations- und Reaktionsfähigkeit erreichen. Die Geige soll ein Piano oder Fortissimo (subito) umsetzen können. Viele Arbeiten müssen nach Ermessen und Verhältnismässigkeit zum Ganzen ausgeführt werden. Etwas zu viel oder zu wenig; davon hängt die Klangqualität ab.

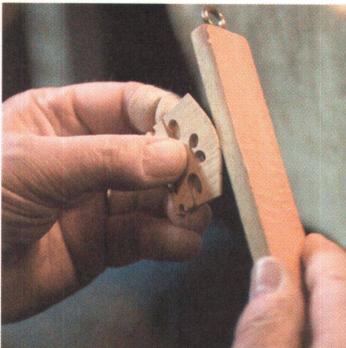
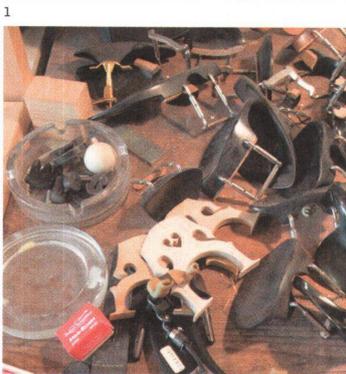
An idyllischer Lage, in Seewis Pardisla, nahe am Taschnasbach mit dichtem Ufergehölz, wohnt Walter Blumer mit seiner Familie im selbst entworfenen Eigenheim. Hier hat er ein gut eingerichtetes Atelier mit Blick ins Grüne. Für Kundenberatung, Vermietung, Verkauf, Klangproben, Reparaturen und Kontakte zur Musikwelt steht ihm das gemietete Ladenlokal, gegenüber dem Quaderschulhaus an der Loestrasse in Chur zur Verfügung. Der Kunsthandwerker spielt selber in verschiedenen Formationen die Geige. Für ihn gehören das Instrument und das Musizieren zusammen, wie die eine Hand zur anderen.

Vor Jahren, als Walter Blumer sich in Irland aufhielt, hingte er in Dublin einen Anschlag mit Informationen ans Brett der dortigen Musikhochschule. Sofort meldeten sich zwei Studenten bei ihm im Hotel. Dank der Propaganda von Mund zu Mund entwickelten sich wertvolle Kontakte, die bis heute Aufträge einbringen, was heisst, dass dies für den Kleinunternehmer jedes Jahr längere Aufenthalte in Irland bedingt. Eine Auswanderung ist ihm schon oft durch den Kopf gegeistert, doch die Familie und die Kontinuität der gewählten Lebensform im Haus, im Dorf und im Prätigau bewogen ihn zum Bleiben. Elisabeth Bardill

Walter Blumer, Seewis Pardisla, 081 252 79 28

Geigenbauer, Anerkennungspreis 2003

Geboren 1953 in Netstal, selbstständiger Geigenbauer seit 1978, baut und restauriert Geigen, Bratschen und Cellos in seiner Werkstatt in Seewis Pardisla, die er nachher in seinem Laden in Chur verkauft.



1 Walter Blumer baut und restauriert Geigen, Bratschen und Cellos. Für seine Instrumente wählt er Fichten- oder Ahornholz.

2-3 Bis auf wenig Zubehör baut der Geigenbauer alles selbst. An einem Instrument arbeitet er über mehrere Monate.

4-5 Der Steg ist auf die Decke aufgesetzt (nicht geleimt oder anders befestigt), über ihn laufen die Saiten, deren Schwingung er auf den Korpus überträgt.

«Scha pussibel nu discha mai da na, quai motivescha»

Wenn möglich nie Nein sagen, war ein Leitsatz von Dumeng Raffainer, dem Mann, der für die Architektinnen und Architekten Modelle baute und damit zu landesweitem Ruhm kam. Und er fügte hinzu: «Würde ich Nein sagen, dann würde nichts passieren. Sage ich hingegen Ja, dann kommt eine gute Stimmung auf. Dieses Ja kann entscheidend sein für das, was danach passiert.» Der Handwerker als Ermöglicher von Ideen. Dumeng Raffainers Hände waren feingliedrig, die Handteller markant geschwungen und die Daumenballen und Finger kräftig geformt. Die Übung am Material konturierte diese Hände. Millimetergenau mussten sie Teil zu Teil fügen, damit die kleinen Räumlinge für die Architekten entstehen konnten. Viele grosse Namen gaben sich in der Zürcher Altstadt die Türfälle in die Hand. Von Santiago Calatrava bis Peter Zumthor, von Hans Kollhoff bis Annette Gigon. Und vor, nach, neben und mit ihnen viele andere Architektinnen und Architekten. Und sie tun es noch heute – ein Jahr ist es her, seit Dumeng Raffainer gestorben ist und Duri Hess den Betrieb, das «Atelier Zaborowsky», weiterführt.

Ein Modellbauer ist ein Handwerker. Er verfügt über einen Kanon von Verfahren und Regeln, wie er zweidimensionale Zeichnungen in räumliche Modelle umsetzen kann. Er macht aus der Denk- und Berufssprache der Architekten und Ingenieure eine breiter verständliche Sprache – das Modell. Kein Bauherr einer grösseren Aufgabe lässt sich ohne Modell von der Güte eines Projektes überzeugen, keine Gemeindeversammlung stimmt über ein neues Schulhaus ab, wenn sie sich nicht vorher eine Meinung am Modell hat bilden können. Es ist ein Prüfstein.

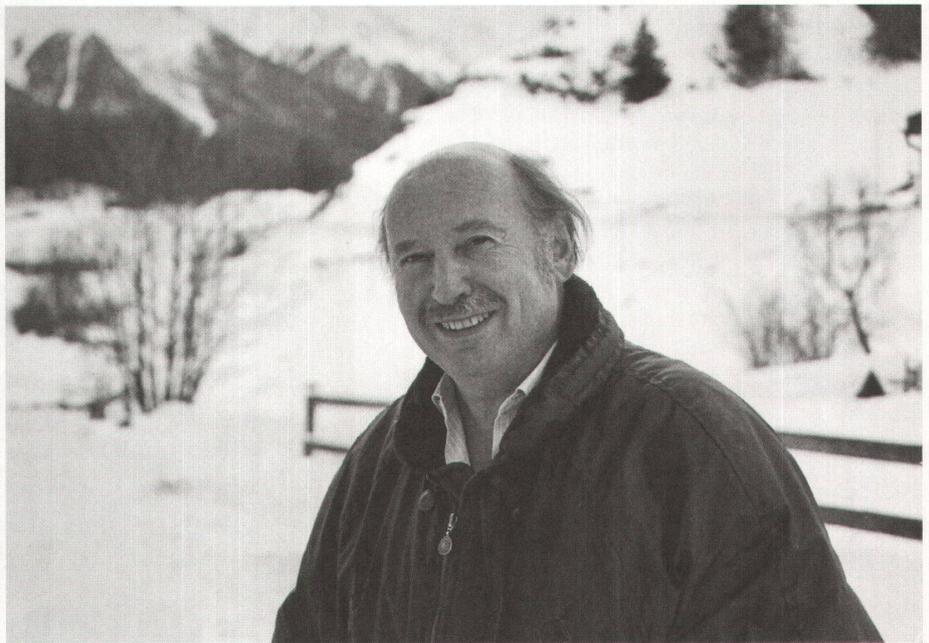
Im Millimeterbereich müssen für ihn die einzelnen Bauteile aus Metall oder Holz gefräst werden, gefügt, geklebt und verbunden. Dafür steht dem Modellbauer das präzise, traditionelle Können des Schreiners und Schlossers zur Verfügung, dafür stützte sich Raffainer aber auch auf moderne CNC-gesteuerte Verfahren.

Dumeng Raffainer zielte über das Handwerk hinaus. Die rhetorische Kraft des Architekturmodells, das Können, aus der Zeichnung ein Modell zu bauen, war nur ein Teil seines Berufs. Denn das Modell dient auch den Architekten, sie sehen dank ihm nun in drei Dimensionen, wie ihre gezeichnete Idee funktioniert. Diesen zweiten Teil seines handwerklichen Könnens, die Kritik am Entwurf der Architekten, brachte sich Raffainer über viele Jahre autodidaktisch bei. Er lernte die Projekte lesen und konnte dank seines jahrzehntelang am kleinen Massstab geschulten Auges auf konzeptuelle Schwächen hinweisen und Stärken herausarbeiten. Das Gespräch mit Architekten aber führte er im Konjunktiv: «Ich würde dies, ich täte das, ich verschöbe jenes.» So verliess er die Fassade – die Königsdisziplin seines Berufs – und trat ins Projekt ein. Der Modellbauer als Entwerfer? Raffainer lehnte diese Ambition ab. Er, der einst Schreiner lernte und gerne Architekt geworden wäre, wurde zu einem kritischen Begleiter der Schweizer Architektur der letzten Jahre. Kōbi Gantenbein

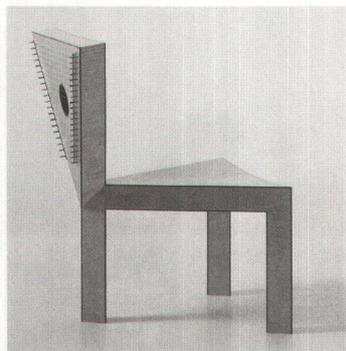
Dumeng Raffainer, Zürich, 044 252 22 16, info@zaborowsky.ch

Architektur-Modellbauer, Anerkennungspreis 2005

Geboren 1942 in Ardez, Lehre als Modellbau-Schreiner in der Giesserei Maschinenfabrik Oerlikon, 1964 Eintritt ins Atelier Zaborowsky in Zürich, 1977 Übernahme, gestorben 2005.



1



2



3

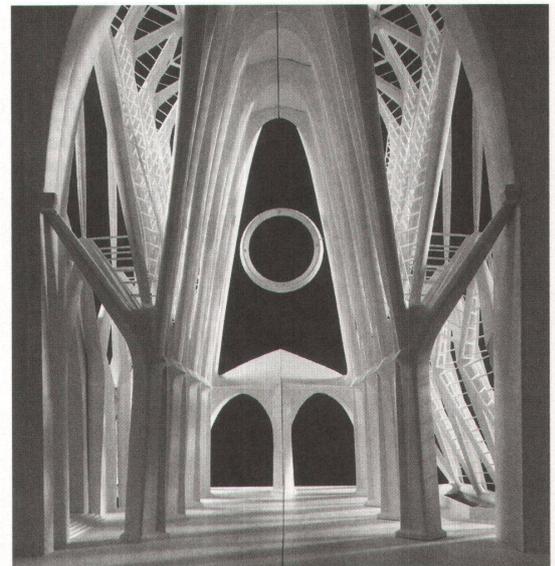
1 Dumeng Raffainer, Architekturmodellbauer in Zürich, war oft in Ardez, seinem Heimatdorf im Unterengadin.

2 Für die Architekten und Designer Trix und Robert Haussmann baute Dumeng Raffainer 1981 einen «musikalischen Stuhl».

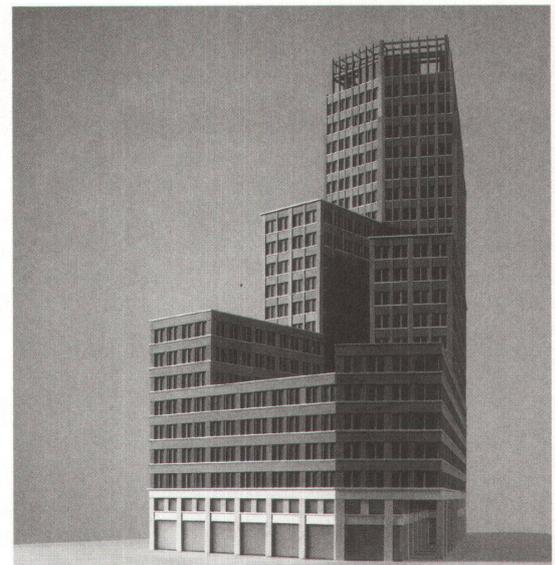
3 Auch für Architekten aus dem 19. Jahrhundert baute Dumeng Raffainer Modelle. Hier ein Bau von Gottfried Semper für eine Ausstellung zum 200-jährigen Geburtstag.

4 Innenansicht eines Kirchenschiffs, eines Baus von Santiago Calatrava.

5 Ein Modell für Berlin nach dem Entwurf des Architekten Hans Kollhoff.



4



5

«L'orgla dé vagni ascheia sco l'i stada»

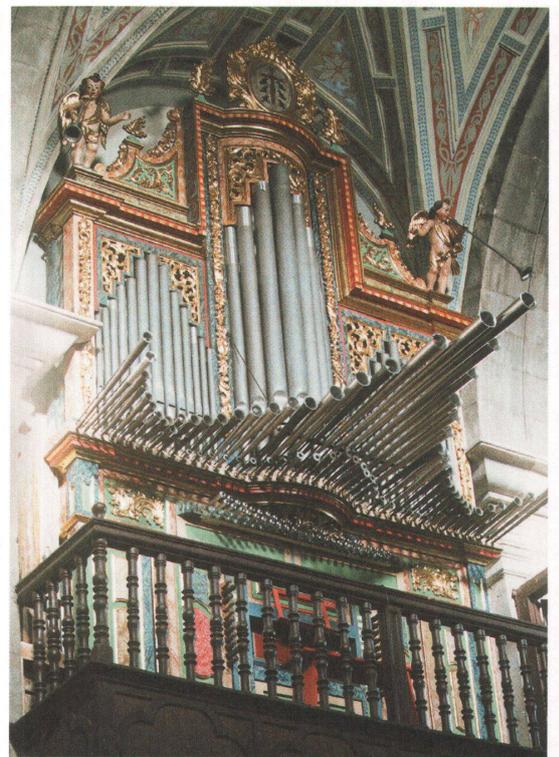
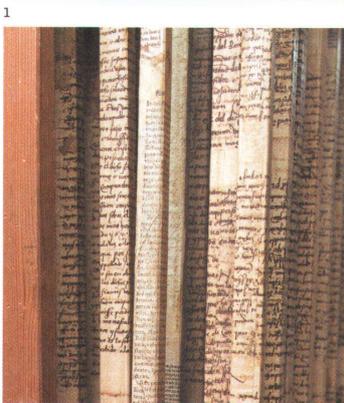
Christine Rainolter sitzt in ihrer Werkstatt, neben sich die Orgelpfeifen gestapelt. Wie kommt aus den verbogenen Bleiröhren je wieder ein Klang? Doch es gingen bereits hunderte von Pfeifen durch ihre Hände – sie beulte sie aus, verlötete sie neu und setzte ihnen ein neues Zünglein ein. Christine Rainolter studiert Pfeife um Pfeife, flickt und intoniert sie. Im Nachbarhaus hat ihr Mann Claudio seine Werkstätte. Er kümmert sich vor allem um Holzarbeiten. Er schreinert den Kasten, in dem am Schluss das Gebläse, die Wege, die Mechanik und die Pfeifen untergebracht werden, und er kümmert sich um die hunderte von Teilen, die es braucht, damit der Organist mit dem Tastendruck die Luft über den Balg, durch die Windladen, über Trakturen und Ventile zu den Zungen führen und so vielstimmige Klangzeane anrichten kann. «Wir stellen wieder her, was wir irgendwie flicken können; wir verwenden möglichst viel von dem, was wir in den oft seit Jahrzehnten schweigenden Instrumenten finden.»

Rainolters beseitigen schlechte Flickerei unkundiger Handwerker und die Spuren der Zeit. «L'orgla dé vagni ascheia sco l'i stada – wir wollen das Instrument so, wie es ursprünglich war.» Oft braucht es dazu neues Material – sie verwenden, was seinerzeit eingesetzt worden ist, und bearbeiten es so, wie es die Orgelbauer vor dreihundert Jahren schon taten. Nahe an den Originalzustand herankommen? Gut bekannt sind ihnen dazu die Legierungen der Pfeifen oder die Art des Schafleders. Für die Orgel des Klosters Sao Vicente de Fora in Lissabon – sie ist eine der bedeutendsten der iberischen Orgelbaukunst – hiess das zum Beispiel auch 70 Schafhäute zurechtschneiden, die als Dichtungs- und Verbindungsstücke zwischen Ventilen und Pfeifen im Bauch des Instruments dienen. Sie wurden mit Heissleim aufgeklebt, den Claudio Rainolter aus Tierfett selber sott, und schliesslich brachte Christine 3600 Pfeifen für Lissabon wieder zum Klingen. Die grosse und geheimnisvolle Unbekannte bleibt der Klang – hatte die Orgel in Lissabon auch früher so getönt?

Salillas de Jalon, St. Domingo Daroca, St. Sepulcro Zaragoza, Burgo de Osma, San Pedro Calatayud und jüngst die Orgel Mañeru in Longares, die sie schon vor zwanzig Jahren einmal repariert haben – über zwanzig Orgeln aus dem 17. und 18. Jahrhundert haben Christine und Claudio Rainolter restauriert. Was nach Handwerksroutine tönt, ist ein kulturpolitischer Marathon. Kein Projekt funktioniert wie das andere, hinter jedem steckt ein Drama der Kultur-, Kirchen-, Finanzpolitiker. Claudios Metier heisst jedes Mal nicht nur Holzteilchen begutachten und flicken, sondern vorab überzeugen, Eingaben schreiben, Finanzierungswege zeigen und gut zureden. Erst in den letzten Jahren hat sich in den Provinz- und Gemeindeverwaltungen Spaniens herumgesprochen, was, oft bis zur Unkenntlichkeit ruiniert, Zeugen einer grossen Musikgeschichte sind – auch dank der Arbeit der zwei (Suihos). Kobi Gartenbein

Christine und Claudio Rainolter, Tarazona (E), organum@freejazz.com
Orgelbauer, Anerkennungspreis 2005

Christine Rainolter-Vetter: Geboren 1957 in Heidelberg, Abitur, Lehre als Orgelbauerin; Claudio Rainolter: Geboren 1948 in Domat/Ems; Lehre als Schreiner und Orgelbauer, beide zahlreiche Orgel-Rekonstruktionen und -Restaurationen in diversen Ländern, seit 1986 beide zusammen in Tarazona.



1 Christine und Claudio Rainolter passen die Pfeifen in die Rasterbretter der Windlade der Orgel von Ricla in der Provinz Zaragoza (E) ein. Die Orgel wurde 1745 von Bartholome Sanchez gebaut und 1828 von Mariano Garcia erweitert.

2 Holzkondukte, die den Wind von der Windlade zum Kornettregister führen. Sie sind mit alten Kirchenschriften überklebt, um ihre Dichtheit zu garantieren.

3 Riesige Holzpfeifen, auch mit alten Kirchenschriften und Noten beklebt.

4 Aus der Arbeit der Pfeifenrestauration: das horizontale Trompetenregister.

5 Barockorgel aus Kastanienholz in Pravia, Principado de Asturias (E), erbaut 1780 vom Franziskanermönch Felipe de la Peña, restauriert von Christine und Claudio Rainolter im Winter 2004.

